

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 212. Bromberg, den 3. Dezember 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(19. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Als sie das Speisezimmer durchschritt, trat ihr Paul schon aus dem hinteren Teil der Wohnung entgegen.

„Wir hörten von Anna, daß du soeben nach Hause gekommen seist!“ begrüßte er sie mit unsicherer Stimme. „Mutter wünscht dich noch einmal zu sprechen! Und auch ich!“ setzte er kaum hörbar hinzu.

Mit einem forschenden Blick sah ihm Lotte in das verlebte Gesicht.

„Hoffentlich hat dein Besuch auf Mutter nicht wieder die übliche aufregende Wirkung ausgeübt!“ sagte sie. „In letzter Zeit haben wir uns vor dir ja geradezu gefürchtet!“

Damit stellte sie die mitgebrachte Medizinflasche auf das Büfett und folgte Paul über den dunklen Berliner Korridor zum Schlafzimmer der Mutter.

Eine schwüle Dämmerung lag über dem hermetisch verschlossenen Raum, die die ungewissen Umrisse der Gegenstände ins Riesenhafte dehnte.

Unbeweglich, ein graues Gespenst, lehnte Paul in dem tiefen Schatten des Hintergrundes an einem Kleiderschrank.

„Ich habe dich noch einmal zu mir bitten lassen, Lotte, weil ich mit dir Wichtiges, sehr Wichtiges zu besprechen habe!“

Fast tonlos klangen die letzten Worte aus. Ein hilfloser Ausdruck trat in die verfallenen Züge der Kranken.

Und dann auf einmal brach sie in ein nervöses Schluchzen aus, daß die dünnen, grauen Haare unter der weißen Nachthaube zitterten.

„Du mußt uns helfen, Lotte! Du bist die Einzige, die helfen kann!“

„Aber Mutter! Was ist denn geschehen?“

In jähem Erschrecken beugte sich Lotte zu der Weinenden herab.

„Lotte, nicht wahr, du wirst helfen! Gib mir deine Hand, daß du es tun wirst!“

„Ja, aber Mutter, ich weiß doch gar nicht, was soll denn das bedeuten?“

„Lotte!“

Mit großen, angstvollen Augen sah ihr die Mutter ins Gesicht.

„Harry Laudon bittet zum zweiten Male um deine Hand!“ sagte sie dann ganz rasch, wie um sich von einer schweren Last zu befreien.

„Harry Laudon?“

In einer instinktiven Abwehrbewegung wandte sich Lotte zur Seite, ihr Blick suchte den Bruder.

„Darum wohl auch dieser unerwartete Besuch Pauls?“

Die Mutter nickte.

„Paul kam mir wie ein Engel vom Himmel. Heute abend habe ich ja erst von Geheimrat Dorn erfahren, daß das Pensionat wegen des Typhus geschlossen ist und wir damit direkt vor dem Ruin stehen! Und da mitten in meiner größten Verzweiflung schickt mir der liebe Gott Paul mit diesem neuen Antrag Laudons!

„Du darfst diesen Antrag nicht ablehnen, Lotte!“ schloß sie mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Bedenke, was für uns alle auf dem Spiele steht! Es ist das letzte mal, daß dir Laudon seine Hand bietet!“

„Und ich wiederhole es dir ebenfalls zum letzten mal, Mutter, daß der Fall Laudon für alle Zeiten für mich abgetan ist.“

Mit einem heftigen Ruck hatte sich Lotte von ihrem Sitze erhoben und war zum Fenster getreten, als ob sie zwischen sich und die Bittende einen trennenden Raum legen müßte.

Sie fühlte es mit derselben Deutlichkeit, wie an jenem Wannseeabend, daß sie in dieser Existenzfrage hart sein und hart bleiben mußte.

Eine Ehe mit Harry Laudon!

Ein physischer Ekel befiel sie plötzlich vor dem Manne, dem sie ihr Leben angliedern sollte.

In diesem Augenblick empfand sie die Forderung der Mutter fast als eine Beleidigung, die ihr die Schamröte in die Wangen trieb. —

„Es tut mir leid, Mutter“, sagte sie endlich, „daß du durch die Unvorsichtigkeit Dr. Dorns in mein bisher streng gehütetes Geheimnis eingeweiht worden bist! Ich gebe zu, daß sich das Pensionat in einer schweren Krisis befindet, ich habe aber bereits die nötigen Kapitalien aufgebracht, um den Bestand unserer Gründung über alle Klippen und Gefahren der Gegenwart hinaus zu sichern. Wir haben bisher doch noch immer satt zu essen gehabt und ich denke, wir werden uns auch weiterhin ohne die Millionen des Herrn Laudon durchs Leben helfen!“

Ein düsteres Schweigen entstand.

Draußen rieselte der Regen mit tödlicher Gleichmäßigkeit.

Die Nachtlampe malte an den Wänden unheimliche Schattenbilder.

Nach langer Pause kam aus den Kissenbergen des Bettes wieder ein schwacher Laut.

„Paul!“

„Ja, Mutter!“

Mit müder Zärtlichkeit tastete die Kranke nach der Hand ihres Lieblings.

„Mein armer Junge“, sagte sie, „du siehst, ich kann nicht helfen, du hast dich ja selbst davon überzeugt, daß Lotte unerbittlich ist!“ —

Ein lebhafter Kampf malte sich auf dem Gesicht des jungen Mannes.

Dann trat er plötzlich ganz nahe an Lotte heran.

„Kann ich dich vielleicht ein paar Minuten allein sprechen?“ fragte er leise.

Die Schwester zuckte die Achseln.

„Meinetwegen, Paul! Gib dich aber keiner falschen Hoffnung hin! Es wird dir ebensowenig wie Mutter gelingen, mich umzustimmen.“

Schweigend gingen sie wieder nach dem Speisezimmer.

Dann standen sie sich hart gegenüber, daß ihr schwerer Atem sich mischte.

„Lotte, kannst du dich wirklich nicht entschließen, Laudons Antrag anzunehmen?“

„Nein, ich kann und will es nicht! Ich verstehe auch gar nicht, warum du dich für eine Sache, die doch lediglich meine Privatsache ist, in dieser Weise engagierst! Wir Schwestern sind dir noch nie zur Last gefallen! Und du darfst überzeugt sein, daß du der letzte sein würdest, der von uns eine Inanspruchnahme seines Portemonnaies zu befürchten hätte!“

Mit einem kalten Blick sah sie an Paul vorbei; der lange schlummernde Antagonismus ihrer beiden Naturen war plötzlich zur hellodernden Flamme aufgeschlagen.

„Lotte!“

Die Hand des Bruders lag schwer auf ihrer Schulter; jeder Blutstropfen schien aus seinem Gesicht gewichen zu sein; er zitterte am ganzen Körper.

„Lotte, laß das nicht dein letztes Wort sein!"

Und als die Schwester ihm mit einer verächtlichen Bewegung den Rücken kehrte, wiederholte er zwei-, dreimal:

„Dann bin ich verloren, dann bin ich verloren!"

Seine Stimme brach; mit beiden Fäusten umklammerte er Lottes Schultern.

Und plötzlich schrie er ihr brutal die Wahrheit zu, unbekümmert, daß ihn die Mädchen bis in der Küche hören konnten:

„Ja, Lotte, ich bin verloren, wenn du nicht hilfst! Die Ehre unseres Namens steht auf dem Spiele, wenn es uns nicht gelingt, durch dein Jawort Laudons Schweigen zu erkaufen!"

Er beugte sich bei diesen Worten ganz dicht zum Kopfe der Schwester hinab und flüsterte ihr mit heiserer Stimme das Geständnis seiner Schande ins Ohr.

Dann warf er sich laut aufstöhnend in einen Stuhl und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen.

Lotte stand wie versteinert.

Soweit war es also schon mit dem Unseligen gekommen!

„Weiß es Mutter schon?" fragte sie endlich.

Paul schüttelte den Kopf.

„Nein!" sagte er dann leise. „Ich bringe es ihr gegenüber nicht über die Lippen! Sie stirbt ja, wenn sie's erfährt!" —

Eine Woge von Bewußtlosigkeit strömte über das Mädchen hinweg: auf ihrer Haut war ein Stechen und Prickeln, wie es das Gefühl jäher Ohnmacht und Hilflosigkeit mit sich bringt. Sie hörte gar nicht mehr, was der Bruder weiter zu ihr sprach, wie er immer flehentlicher, immer verzweifelter mit Drohungen und Beschwörungen auf sie eindrang.

Wie betäubt saß sie in dieser reißenden Flut leidenschaftlicher Bitten und Selbstanklagen, sie hatte nur den einen einzigen Gedanken an die Mutter, daß ihr auch das Letzte von ihrem lieben Kinde nicht erspart blieb.

Sie war vor Paul bis in die äußerste Fensterecke zurückgewichen.

Haß und Verachtung sprühten aus ihrem glühenden Gesicht.

„Du hast es selbst gewollt, daß es so kommen mußte!" sagte sie atemlos. „Jetzt sieh du zu, wie du dir allein weiterhilfst! Ich bin auch nur ein Mensch mit dem Recht auf Glück! Warum soll ich mein Glück deinem Verbrechen opfern. Ich kann es nicht, Paul, und ich darf es nicht! Denn ich gehöre bereits einem anderen, den ich liebe, dem ich mein Wort verpfändet habe!"

Ihre Knie wankten.

Sie hatte das Gefühl, daß sie hinsinken, zu Boden schlagen müßte, nur, um nichts mehr von diesem grausigen Auftritt zu sehen und zu hören.

Mit letzter Kraft wollte sie sich zur Tür retten, doch der verzweifelte Mann zwang sie wieder in ihre Fensterecke zurück.

„Ich lasse dich nicht, Lotte!" keuchte Paul. „Es ist nicht wahr, was du sagst! Es ist nur eine Ausflucht, eine elende Ausflucht, damit ich zugrunde gehen soll! Ich glaube dir nicht, eh' du mir nicht den Namen genannt hast!"

Seine Gedanken verwirrten sich in der ungeheuren Erregung.

Mit brutalem Griffe krallte er seine Finger in die weichen Arme des Mädchens und schüttelte sie, daß ihr fast die Sinne vergingen.

„Den Namen will ich haben, Lotte, hörst du, den Namen!"

„Paul!"

Vergebens stemmte sie sich gegen seine überlegene Kraft.

Leichenblaß, mit bebenden Gliedern, sahen sich die Geschwister tief in die Augen, voll heißester Feindschaft und doch wieder im Gefühl ihrer beider Zusammengehörigkeit.

Dann brach Lotte plötzlich zusammen.

„Laß mich, Paul!" sagte sie mit matter Stimme. „Ich werde dir den Namen nennen! Es ist Kurt Rasmus!"

„Kurt Rasmus!"

Mit einem grellen Auflachen trat Paul zurück; seine Hände lösten sich aus der eisernen Umklammerung.

Kurt Rasmus, das war die Rettung.

Es war auf einmal so ruhig geworden, daß Lotte ein neues Grauen vor dieser unheimlichen, gewitterschwülen Ruhe beschlich.

„Du betrachtest also diesen Rasmus als deinen Verlobten?" fragte er endlich in scharf examinierendem Ton.

„Diesen Rasmus?" war die Antwort. „Ich darf dich wohl bitten, wenn du von meinem Bräutigam sprichst, dich einer angemessenen Ausdrucksweise zu bedienen!"

„Ich wähle die Ausdrucksweise, die mir passend erscheint! Und ich glaube, liebes Kind, auch du wirst dich, nach dem, was ich dir mitzuteilen habe, zu meiner Anschauung von Herrn Rasmus bekehren!"

Lotte zuckte die Achseln.

„Gib dir keine Mühe, meinen Bräutigam zu verunglimpfen. Er steht zu hoch, als daß ihn deine Vorwürfe erreichen könnten!"

„Es bedarf keiner Verunglimpfung, wo ich die Tatsachen reden lassen kann."

Paul hatte bei diesen Worten in sein Jackett gegriffen und überreichte der Schwester einen Brief.

„Willst du, bitte, in dies Schreiben Einsicht nehmen!" sagte er. „Ich finde es zum mindesten eigentümlich, wenn ein Bräutigam eine andere Dame mit derartigen Liebesergüssen bedenkt."

„Paul, was soll das bedeuten?"

Mit großen, entsetzten Augen starrte Lotte auf das dünne Briefblatt.

Es war von Kurts Hand, im ersten Moment hatte sie seine scharfen, charakteristischen Schriftzüge erkannt.

Mit halblauter Stimme las sie über die verhängnisvollen Zeilen hinweg, dies unselige Bekenntnis einer verzehrenden Leidenschaft aus dem es ihr plötzlich wie eine sengende Lohe entgegenzuschlagen schien:

„Was heißt überhaupt ich liebe dich, Ellen? Ich bin wahnsinnig! Es ist kein anderer Gedanke in mir als du und immer wieder du, Ellen —"

Das schrieb Kurt, ihr Kurt — einer anderen!

Ihr Kurt, dessen Küsse sie noch auf ihren Lippen zu fühlen meinte.

„Es ist kein anderer Gedanke in mir, als du und immer wieder nur du, Ellen!"

Sie dachte auf einmal ganz sinn- und zusammenhanglos, sie suchte nach einem Halt für ihre Hände, für ihren ganzen Leib, in herzlähmender Angst.

Noch wehrte sie sich mit aller Kraft ihrer großen, vertrauenden Liebe gegen diese entsetzliche Wahrheit, von der sie es instinktiv empfand, daß mit ihr auch ihr Glaube an alles Hohe und Reine im Menschen, ihr Glaube an die Menschheit überhaupt in Trümmer ging.

Wie der Schrei eines verwundeten Tieres rang es sich endlich schwer aus ihrer gequälten Brust.

„Es ist nicht wahr, Paul, was auf diesen Blättern steht! Es ist eine Lüge, eine Fälschung, mit der ihr nur meinen Widerstand brechen wollt! Woher hast du diesen Brief, Paul! Das hat Kurt nicht geschrieben."

Mit einem flehenden Blick scheuen Jammers sah sie zu dem Bruder auf, doch Paul blieb unbewegt.

„Dieser Brief ist ein authentischer Brief des Herrn Rasmus!" gab er kalt, fast geschäftsmäßig zurück. „Das ist eine Tatsache, an der nicht gerüttelt werden kann. Wie ich in den Besitz des belastenden Dokumentes gekommen bin, ist ganz nebensächlich! Herr Rasmus unterhält seit geraumer Zeit nahe Beziehungen zu der bekannten Bühnenkünstlerin Ellen Walden vom Westendtheater! Falls es dich interessieren sollte, bin ich erbötig, binnen einer Stunde ein erdrückendes Beweismaterial für meine Behauptung heranzuschaffen. Im übrigen kannst du dich aber noch heute abend persönlich von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen. Herr Rasmus holt Fräulein Walden allabendlich von ihrem Theater ab und bringt sie nach ihrer Wohnung in der Rauchstraße. Das Westendtheater liegt ja hier in unmittelbarer Nähe am Nollendorfplatz! Die Vorstellung dürfte in etwa einer halben Stunde zu Ende sein! Wenn du es wünschest, bin ich selbstverständlich gern bereit, dich sofort zum Theater zu begleiten! — — —"

Schon bei den letzten Worten Pauls war Lotte mit unsicheren Schritten bis zu dem großen Mitteltisch gekommen und dort schwerfällig in einen Stuhl gesunken.

Sie war unfähig, sich noch länger auf den Füßen zu halten.

Der furchtbare Schlag hatte sie unerwartet getroffen.

Mit blitzartiger Klarheit glaubte sie auf einmal den ganzen Zusammenhang der Dinge bis in seine feinsten Verknüpfungen zu durchschauen.

Darum diese seltsame Veränderung Kurts während der letzten Wochen, über die sie schon oft mit geheimem Bangen nachgesonnen.

Und dann wieder war es ihr, als müsse sie sich mit dem letzten Reste ihrer Widerstandsfähigkeit dem Schicksal entgegenstemmen, unter dessen ehernem Tritt sie sich schon halb zermalmt dahinwand.

Sie durfte Kurt nicht verurteilen, ehe sie sich nicht selbst von der Wahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen überzeugt hatte.

„Ich werde mir noch heute abend Gewißheit verschaffen!" sagte sie. „Ich danke für deine Begleitung, Paul! Ich finde den Weg zum Nollendorfplatz schon allein! Und ich muß jetzt allein sein!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Begrenztes Heldentum.

Von Rudolf Presber.

„Weißt du, Papa, wer da drüben in der Villa angekommen ist?" fragte mich mein Sohn, das Fritzchen, aufgeregt und gab sich und mir alsbald selbst die Antwort: „Der Elefantenjäger Kapitän Hannibal Birk, der in Afrika so viele Löwen geschossen hat und Flußpferde und Elefanten und —"

Ich hatte das nicht gewußt. Aber nun wußte ich's. Und wenn ich's vergessen hätte, so wäre das nicht für lange gewesen, denn jeden Tag zwei oder drei mal kam das Fritzchen aufgeregt auf den „Elefantenjäger" zu sprechen, der so viele Löwen und Flußpferde geschossen hatte ...

Eines Tages rief mich Fritzchen ans Fenster: „Papa, komm' mal rasch — da drüben *geht* er! Wer? Nun, der Elefantenjäger, der Kapitän Hannibal Birk, der in Afrika .."

Richtig, da ging er! Ein ungeschlachter Riesenkerl mit Zyklopenhänden. Auch die Füße bedeckten viel Land. Und ein Paar Hosen trug er, die er sicher schon am Kongo bei seinen Jagden häufig angehabt hatte.

„Gelt, Papa, das ist doch ein *Held*?!"

„In seiner Art gewiß, Fritzchen."

Von nun an quälte mich Fritzchen: „Ich wüßte zu gern, wie der Mann in der Nähe aussieht; und wie er wohnt und wie er — Du kannst ihn doch mal mit mir besuchen, Papa ..."

„Besuchen? Ich kenn ihn doch gar nicht. Mit welchem Recht soll ich ihn denn besuchen? Und aus welchem Grunde?"

Aber Fritzchen war heller, als sein schwerfälliger Vater: „Du bist doch Schriftsteller, Papa! Sag' doch einfach, du schreibst eine Geschichte, wo lauter Nilpferde drin vorkommen — oder frage ihn, ob er nicht zufällig einen Elefantenzahn zu verkaufen hat ..."

„Und wenn er nun sagt: ja —?"

„Dann schenkst du mir den Elefantenzahn!"

Der Junge quälte solange, bis ich schließlich ... Also, eines Sonntags nahm ich tatsächlich das Fritzchen bei der Hand und ging mit ihm über die Straße. Der Junge war schrecklich aufgeregt.

„Ob er uns von seinen Abenteuern erzählt und von seinen Heldentaten?"

„Das werden wir ja sehen, Fritzchen."

Als ich an der Wohnungstür die Hand nach der Schelle ausstreckte, unter der auf dem Messingschild zu lesen war: „Hannibal Birk" — hörte man von drinnen einen lauten, unerquicklichen Disput Eine Weiberstimme keifte in den höchsten Tönen. Erst verstand ich nichts. Dann schien jemand, der einen schweren Gang hatte, über den Korridor von Filzpantoffeln verfolgt zu werden, und hinter dem Fliehenden schalt und schimpfte die Fistelstimme: „I, das wäre ja *noch schöner* — Asche auf meinem guten Teppich! Meinst du, ich bin für deine afrikanischen Wutzereien da und für deine hottentottischen Gewohnheiten!?"

„Eine gedämpfte Baßstimme sprach, unverständlich, aber hörbar, versöhnliche und milde Worte.

„Nichts da!" schrillte die Fistelstimme. „*Gleich* wird's gemacht! Und den [illegible] du auch *selber* aus! Waschseife ist in der Küche. Fix — mach'!"

Ich störe ungern Familienbesprechungen und wollte leise wieder gehen. Aber Fritzchen, der mich gern vor vollendete Tatsachen stellt, hatte bereits heftig geklingelt.

Eine schwere Hand, die nach einem Rettungsanker zu greifen schien, klinkte sofort die Tür auf.

Der Löwenjäger stand vor uns. Er trug noch die Hosen von damals und vom Kongo, schien noch gewachsen zu sein und füllte den Türrahmen aus mit seinen gewaltigen Schultern. War unrasiert. In seiner Frisur mußte kürzlich wohl eine Hand gewesen sein, ob die eigene, weiß ich nicht.

Die schrille Stimme im Fistelton ließ sich vernehmen: „Ich bin noch nicht angezogen und der idiotische Tollpatsch öffnet die Tür! Wir sind doch hier nicht in einem Kaffernkraal!" — Weg war sie.

Nein, ein Kaffernkraal war das nicht, aber eine äußerst verwunderliche Wohnung. Möbel aus seltsamen Tierfellen, Gefäße aus Schlangenhäuten. Schädel auf Schränken und Gesimsen. Bastteppiche unter den Tischen. Und die Vorhänge von Muschelgehängen gehalten. Und alles roch so seltsam, ein bißchen wie im Raubtierhaus oder bei den Affen im Zoo.

Fritzchen bekam den Mund garnicht mehr zusammen vor Staunen. Seine Augen waren immerzu auf suchender Wanderschaft. Aber mit besonderer Hochachtung verweilten sie immer wieder auf dem Körper seines Helden.

„Sie wünschen?" fragte der Elefantenjäger sehr höflich und herzlich. Unwillkürlich dachte ich: so fragt ein aus dem Wasser Gezogener seinen Retter: „Verzeihung, wie ist Ihr werter Name?"

Ich legte erklärend die Hand auf den Kopf meines Jungen und erläuterte ganz ehrlich die Beweggründe dieses Besuches.

Der Elefantenjäger wies uns Sitze an. Ein Büffelhorn, das die Lehne meiner Sitzgelegenheit bildete, stach mir spitz und übel in den Rücken. Fritzchen versank verwundert in etwas, was ich für einen Kamelsattel hielt.

„Jaja," schmunzelte der Held geschmeichelt, „ich habe da drunten — sehen Sie, hier ist mein Schießbuch ..." Er holte ein sehr ramponiertes, in Leder gebundenes Portefeuille hervor, wie es, geteilt, ehemals drei preußischen Kavallerie-Wachtmeistern genügt hätte. „Ich habe neunzehn Elefanten geschossen, elf Löwen, dreizehn Jaguars — — —"

Er hatte noch *viel* geschossen und war dabei, es uns aus dem merkwürdigen Buche, das schrecklich nach altem Ziegenkäse roch, umständlich zu erklären.

„Hannibal —! Kommst du nun bald und machst mir die Taille zu!?" Die wütende Weiberstimme von vorhin hatte nichts von ihrem Schmelz verloren.

Der Elefantenjäger zuckte zusammen, als hätte er eine Hochspannung berührt. „Sofort, Herzchen!" rief er laut aber gemütvoll zurück, und dann zu uns leise und eindringlich: „Sie sehen, sie braucht mich — Sie entschuldigen."

Ich stand auf und lächelte vielleicht ein bißchen. Nein, bestimmt, ich muß gelächelt haben. Denn sonst wäre sein Schlußwort unerklärlich.

„Was wollen Sie, mein lieber Herr?" sagte er resigniert, die Tür schon öffnend. „Auf die Urwaldbestien kann man schießen und darf man schießen. Hier in Europa, auf sowas Liebes — aber nicht! Und sehen Sie, wenn ich nicht schießen kann, dann — ja, dann — —" Und sich zu dem Jungen wendend, der seinen Helden verschlang: „Geh' du man in den Urwald, mein Junge. Mit den Jaguaren und den Dickhäutern wirst du schon fertig. Da bist du der Pfiffigere. Und wenn du ein Gewehr hast, der Stärkere. Aber komm nicht zurück aus dem Dschungel und aus dem Urwald, mein Junge, sonst — —"

Das Schlußwort des Helden ging verloren in einem irrsinnigen Spektakel, der aus dem Innern der Wohnung drang und wohl die Ungeduld der Dame zur Ursache hatte.

Auf der Treppe fragte Fritzchen: „Papa, hat dem Herrn seine Frau *auch* Elefanten geschossen?"

„Nein, Fritzchen," sagte ich, „das glaube ich nicht. Sie hat hier in Europa auf ihren lieben Mann gewartet."

Der alte Knecht.

Von Wilhelmine Baltinester.

(Nachdruck verboten.)

Josef Voit, der junge Bauer, hatte sich von seinem Weibe fortgeschlichen und saß im dichten Weidengebüsch der Uferböschung eines reißenden Baches, der hinter seinem Hause vorbeizog. Voit hielt eine dunkle Branntweinflasche an die Lippen gepreßt, den Kopf weit zurückgelehnt, schlürfte er in langen Zügen. Das war sein unseliger Feierabend. Im Weidengebüsch hinter ihm knallte es. Hochaufgerichtet stand Johannes, der alte Knecht, vor dem ertappten Herrn. Und ohne ein Wort zu sprechen, riß er dem Bauer die Branntweinflasche aus der Hand, just vom Munde weg, und schleuderte sie in den reißenden Gebirgsbach, wo sie an einem der Steinblöcke, die sich aus dem Wasser emportürmten, zerschellte.

„Du!" fauchte der Bauer ihn kreideweiß an.

„Schlag' mich, wenn du willst! Aber höre mich erst an!" rief ihm der Greis zu, und in seiner Haltung lag solch gebietende Würde, daß der junge Bauer die erhobene Hand sinken ließ und wie ein Knabe vor ihm stand.

Der Alte ließ sich nun neben seinem Herrn nieder. In das mächtige Brausen und Glucksen des Wassers mischte sich die Stimme des greisen Knechtes:

„Hab' auch einmal Haus und Feld gehabt. Aber der Branntwein war stärker als Friede und Glück mit Weib und Kind. Und als der letzte Pfennig vertrunken war, hab' ich die beiden schmählich im Stiche gelassen und bin in die Fremde gegangen. Viele Jahre lang bettelte ich mich von Schenke zu Schenke weiter. Bis einmal eine helle, klare Nacht kam, in der ich zum Weitergehen zu müde war. Ohne Geld in der Tasche, den letzten Rest elenden, beißenden Branntweines in der Kehle, schlief ich im Straßengraben einen festen Schlaf. Prasseln und Knistern weckte mich. Da rannten auch schon keuchende Menschen an mir vorbei, beleuchtet von einem blutroten Schein. Ich sprang auf, lief mit ihnen einem lichterloh brennenden Hüttchen zu, das ohne Nachbarn auf einer Wiese stand. Aus Tür und Fenster qualmte es. Ein armselig dünner Brunnenstrahl erwies sich als unzureichend, sonst weit und breit kein Wasser, keine Feuerspritze in dieser kleinen, zersprengten Siedelung ärm-

ter Kleinbauern. Die Wassereimer, die ein paar Weiber, deren Häuser gut hundert Schritte weiter lagen, herzuschleppten, löschten nur für wenige Augenblicke das Flammenbrodeln, das aus dem Fenster schlug. Aber tief drinnen in der Stube brannte es weiter, und dort erblickten wir sekundenlang einen Mann, der sich gegen die riesigen Feuerfänge wehrte, um bald mit einem entsetzlichen Schrei höchster Todesnot doch in die grausige Umarmung zu sinken. Dann hatte das Wasser seine Kraft verloren, das Feuer leckte wieder aus dem Fenster heraus, sprühte auf, entzog uns den schrecklichen Anblick des Unglücklichen und ihn unserer Hilfe.

Noch nie habe ich einen solchen Schrei gehört. Möchte ihn nicht noch einmal hören! Es ist, als müßte man auf der Stelle mitsterben vor schneidender Mitleidsqual. Von den Bauern erfuhr ich, daß der Unglückliche ein verkommener Mensch war, der „Trinker-Seppl" genannt. Man hatte ihn schon oft gewarnt, aber immer wieder scheute er sich nicht, nachts in betrunkenem Zustande mit seinen zitternden Händen die Kerze anzuzünden, wenn er von wüsten Zechereien heimkehrte. Diesmal hatte er die glimmenden Zündhölzchen vielleicht in den Strohsack fallen lassen und so das ganze Hüttchen in Brand gesteckt. Er war wohl zu stumpf, zu schwer berauscht gewesen, um zu bemerken, was er angerichtet hatte, und wie gewöhnlich auf der Diele zusammengesunken, um dort einzuschlafen. Und erwachend, mochte er sich in dem flammenden Käfig gefunden haben, plötzlich den glühenden Augen des Todes gegenüber.

Dieser Todesschrei! Wie ein endlos langer, messerscharfer Glassplitter ist er mir ins Herz gefahren. Wie eine Wunde zuckte es noch lange darin nach. Am Morgen, als alles in rauchendem Schutt und heißer Asche lag, bin ich weitergegangen. Wie ein böser Traum lief das Erlebnis der Nacht hinter mir her. Ich schlotterte von innerem Frost, zog den abgetragenen Wetterkragen enger an mich. In der innenseitigen, tiefen Manteltasche fühlte ich die Branntweinflasche. Die Straße führte an felsigem Abgrunde vorbei. Dort hinab flog meine Flasche, mit ihr meine Trunksucht, der ganze ekle Rausch. Als neuer Mensch ging ich vom Abgrunde weg. Und wenn ich später einmal den scharfen Duft des Branntweines, jenes flüssigen Feuers, fühlte, stieg ein anderes, rotes, zuckendes Feuer vor mir auf, dampfend, unerbittlich und tödlich stark. Und ein Todesschrei durchgellte das Flammenzeichen. Ein unvergessener letzter Schrei. Ich habe nie wieder getrunken und werde nie trinken. Ich bin geheilt."

Der Junge hatte allen Zorn verloren. Aber mit traurigem Kopfschütteln sagte er: „Bei dir ist das wohl anders, aber bei mir ist es eine ererbte Sünde, die steckt im Blute! Mein Großvater hat auch getrunken, ist irgendwo in der Fremde verdorben und gestorben. Meiner Mutter Vater war's. Und das hat er mir hinterlassen!"

„Versuche es, dich zu befreien!"

Höhnisches Lachen. „Befreien! Möchte wissen, wieso! Hat sich der Alte etwa befreit, mein Großvater, he? Nein! Er hat sich zu Tode gesoffen!"

„Weißt du das so genau?" fragte der Greis. Und dann, unendlich weich und mit einem starken Beben in der tiefen Stimme: „Du siehst, ich lebe! Ich bin dein Großvater! Ich bin gekommen, um alte Schuld zu sühnen. Lange, lange hab' ich die Meinen gesucht. Sie sind alle tot. Zum Abbitten ist es zu spät geworden. Nur noch dich, meinen Enkel, habe ich gefunden. Und kam als Knecht in dein Haus, das nicht aus meinem Fleiße entstanden ist, an dem ich keinen Teil habe. Ich will dir helfen, gegen das Böse anzukämpfen. Ich will dich davor bewahren, daß du wie ich Hab und Gut und Glück vertrinkst. Mir ist jener Schrei im Ohr, jener Todesschrei des Betrunkenen, der in Flammen eingefangen war, jener Schrei, der mich aus meinem ewigen Rausch geweckt hat. Du bist der einzige Sohn meiner toten Tochter, die ich allein gelassen habe. Laß mich dir helfen, willst du?"

„Du bist Johannes Posch, meiner Mutter Vater, den alle für tot hielten?"

„Für verkommen! Ja, der bin ich. Und du siehst, man kann sich aus den Krallen des Branntweindämons befreien. Ich bin siebzig Jahre alt. Die große letzte Schwelle ist mir nahe. Die kurze Zeit muß dazu dienen, dich auf den rechten Weg zu führen!"

„So bleibe bei mir und hilf mir," bat der Enkel.

Und sie verließen das abendlich nebelfeuchte Weidengebüsch und gingen dicht nebeneinander dem friedlichen Hause zu, das weiß und leuchtend in den Wiesen lag.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Ein aufmerksames Stadtgesundheitsamt.** „Zur Geburt Ihres Kindes die herzlichsten Glückwünsche!" mit diesen freundlichen Worten, die geschmackvoll auf eine mit dem Bilde eines strampelnden Säuglings geschmückte Karte gedruckt sind, beglückwünscht das Stadtgesundheitsamt Höchst am Main jede Höchster Mutter zur Geburt des neuen Mitbürgers. Aber die Stadt Höchst will nicht nur ihren Glückwunsch aussprechen, sondern auch der jungen Mutter sogleich mit Rat und Tat zur Seite stehen und ladet auf der Glückwunschkarte daher zum Besuch der Mütterberatungsstelle ein, die bei allen Fragen, die bei der Ernährung und Erziehung des Kindes auftauchen, raten und helfen will. Unterschrieben ist diese Einladung von der Fürsorgerin und vom Stadtarzt.

*

* **Aus dem Hof-Zeremoniell vergangener Zeiten.** Als der Graf Raimund Montecuccoli in Wien zum Kammerherrn des Kaisers Leopold Wilhelm ernannt worden war (1645), arbeitete er schriftlich die Richtlinien aus für das im „Kaiserlichen Morgenkammerdienst" zu beobachtende Zeremoniell. Sie lauteten wörtlich wie folgt: „Zu der von Sr. Majestät festgesetzten Stunde weckt der erste Kammerdiener durch starkes Ziehen an der Klingel den Kaiser, der sich im Nachtgewande erhebt. Der erste Kammerdiener tritt ein wenig früher ein als die anderen und legt ihm das Hemd an. Dann kommen die übrigen Kammerdiener, ein Knie ständig zur Erde geneigt; aufrecht stehen darf allein der älteste. Sie kleiden Se. Majestät an. Zugegen sind bei der Handlung der Arzt, der Barbier, die Hofnarren und -zwerge. Sowie die Ankleidung beendet ist, schreitet man zur Frisur und zur Abwaschung des Gesichts, Handlungen, bei denen jeder Kammerdiener eine besondere, ihm genau vorgeschriebene Aufgabe zu erfüllen hat."

*

* **Der verlorene Marschallstab.** Wie das spanische Blatt „El Liberal" aus Ceuta zu melden weiß, ist dem General Primo de Rivera eine recht unangenehme Geschichte passiert. Als er sich nach Ajdir einschiffte, entglitt seiner Hand der Marschallstab, den er immer trägt, und fiel ins Meer. Alle Versuche, das Symbol seiner Kommandogewalt wieder aufzufinden, blieben erfolglos. Unter den spanischen Truppen, die außerordentlich abergläubisch sind, hat der Zwischenfall einen peinlichen Eindruck hervorgerufen.

*

* **Wenn sich die „Balken biegen".** In den fünfziger Jahren besuchte ein Matrose zum ersten Male am Abend vor seiner Abreise das Theater zu Rostock. Es wurde „Die Stumme von Portici" gegeben. Der Matrose befand sich auf der letzten Galerie und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie Masaniello aber mitten in der Schlummerarie ist, bricht die überfüllte Galerie zusammen, und eine ganze Anzahl Menschen kommt dabei zu Schaden. Unser Matrose, als gewandter Kletterer, klammert sich jedoch an einen Träger, kommt glücklich davon und amüsiert sich über die Maßen. Am anderen Morgen sticht sein Schiff in See und segelt nach Indien. Erst nach vier Jahren kommt unser Seemann zurück nach Rostock, wo das Theater schon längst wieder im Gange ist, und hört eines Tages, daß „Die Stumme von Portici" gegeben wird. „Jungens, dat is' in fein Stück, dat müt wi sehn!" sagt er zu seinen Kameraden und geht mit ihnen wieder auf die Galerie. Als die verhängnisvolle Schlummerarie kommt, reibt er sich die Hände und lächelt bedeutungsvoll. Noch ist Masaniello nicht zur Hälfte fertig, da ruft unser Matrose: „Jungens, nu holt et fest, nu geiht's los!" und klammert sich fest an einen Pfeiler.

*

* **Es gibt doch eine Behörde mit Humor.** Unter den Posteingängen des Kieler Handels- und Industrieamts befand sich kürzlich ein Schreiben zweier „blonder blauäugiger Schlesierinnen", die das Amt wegen seiner „sicher guten Beziehungen zur Marine baten, die Bekanntschaft zweier netter Matrosen zu vermitteln." — Das Handels- und Industrieamt wußte das ihm entgegengebrachte Vertrauen vollauf zu würdigen und gab das Gesuch zuständigkeitshalber an den Chef der Marinestation der Ostsee weiter. Außerdem wurde den blonden, blauäugigen Schlesierinnen als vorläufige „Auswahlsendung" eine Gruppenaufnahme von der Mannschaft des Kreuzers „Berlin" zugeschickt. — Mehr kann man mit dem besten Willen nicht verlangen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg